

BUCHBESPRECHUNGEN

Glaubensprobleme

Biser, Eugen: Glaubensprobleme (Reihe: Christliches Leben heute 8). Augsburg, Winfried-Werk 1970. 136 S., kart. DM 6,50.

Der Stand der Frage, in den heute eine Reflexion über den Glauben gestellt ist, wird von einer tiefgehenden inneren Problematik, aber zugleich auch von unübersehbaren äußeren Belastungen bestimmt. Biser versucht in der vorliegenden Untersuchung beide Dimensionen der Problematik auf die Möglichkeit des Glaubens hin zu analysieren. Die *innere Problematik* des Glaubens wird in einem ersten Teil umrissen durch den Satz: Gott, der im Geheimnis spricht, dessen einzelne Momente (Autorität, Geheimnis und Sprache) entfaltet werden. Vielleicht ist es der Formzwang dieser an der Definition des I. Vat. orientierten Einteilung, der nur einen etwas dünnen Begriff von Offenbarung, und auch – trotz des Verweises auf K. Rahner – intellektualistischen Begriff des Geheimnisses ergibt.

Die *äußeren Belastungen* des Glaubens resultieren aus den Phänomenen der modernen säkularen Welt, die durch Stichworte wie „technisches“ Zeitalter, Weltverlust, Identitätskrise, aber auch Krise der Gesellschaft, die sich im Emanzipationsprozeß und Autoritätsschwund äußert, gekennzeichnet ist. Positives wie Negatives der modernen Entwicklung abwägend, will Biser zeigen, daß all dies den Glauben erschwert, wobei er den tiefsten Grund in dem erschreckenden Verlust des Personalen sieht, mit dem der Glaube steht und fällt.

Hier müßte auf die Möglichkeit hingewiesen werden, daß die Überwindung der Weltverhaftung, in der Biser zu Recht das Wesentliche des Glaubens sieht, vielleicht nur mehr gelingen kann in einer immanenten Kritik der gesellschaftlichen Wirklichkeit, die Einspruch erhebt gegen die universalen Zwänge und Determinismen

der modernen Welt. Leider wirken die Urteile über die „politische Theologie“ (Metz, Moltmann), die dies in zumindest ernst zu nehmender Weise versucht, angesichts des Problemstandes allzu pauschal. Dann ergibt sich leicht die Gefahr eines zu formalen Pathos des Personalen und der unwirksam bleibenden Trauer über seinen Verlust.

Von der angedeuteten Schwäche des sonst sehr sorgfältigen Buches wird m. E. auch nicht deutlich sichtbar, inwiefern die „*Antwort des Glaubens*“ (3. Teil) die vorher eindrucksvoll beschriebene Belastung des Glaubens wirksamer bewältigen könnte als durch das Postulat des Glaubens selbst, „der im Maß seiner Selbstsicherheit auch den Anfechtungen von außen – und innen – gewachsen ist“ (110).

K. H. Crumbach

Schneider Theodor: Gewandeltes Eucharistieverständnis? (Theologische Meditationen, 24). Einsiedeln, Benziger 1969. 62 S., Ln., DM 4,80.

Eine relativ kurze, meditativ geschriebene Studie zu den Fragen: „Ist es richtig, daß sich in unserer Eucharistiefeier nahezu alles geändert hat? Darf die Veränderung so weit gehen?“ – aber auch der Versuch einer Antwort auf die Provokation: „Bei uns hat sich abgesehen von einigen Riten und der Sprache nichts gewandelt. Die Messe läuft genau so schematisch ab wie früher. Es wird höchste Zeit, daß ein neuer Geist einzieht!“

Sch. fragt existentiell; er zeigt konkret, daß der Zusammenhang von bestimmten äußeren Formen mit dem jeweiligen inneren Verständnis des eucharistischen Geschehens im Laufe der Geschichte doch sehr eng war. Dabei hat es nicht nur begrüßenswerte Entfaltungen, sondern auch offensichtlichen Mißwuchs gegeben, wie sich aus kritischem Rückblick auf die einschlägigen Abschnitte des NT ergibt. „Die innere Kenn-

zeichnung des „allerheiligsten Sakramentes“ ist die durch die äußerste *personale* Zuwendung (das radikale Für-uns-sein) ermöglichte *Gemeinschaft* der Christen (untereinander und mit Gott)“ (42). Nicht die Wandlung, sondern die Kommunion, die Vereinigung von Haupt und Gliedern Christi erweist sich so als Höhepunkt der Eucharistiefeier. Und der eigentliche priesterliche Dienst besteht nach Meinung der Apostel darin, daß sie die Hostie der Menschheit für Gott bereiten und vom Heiligen Geiste ergreifen lassen. Also: die Opfergabe ist der „ganze Christus“, das heißt, die von Christus ergriffenen Menschen, die Kirche, der Leib Christi aus den lebendigen Gliedern.

Bei allem Gewinn, den die Lektüre des Büchleins bringt, hat man doch das Empfinden, daß hier etwas zuviel Rücksicht auf die Einwände der extrem konservativen Una-Voce-Gruppe genommen wird. Eine Auseinandersetzung mit den Problemen „Kirche und Jugend“ oder „Eucharistie und technisches Zeitalter“ sucht man vergeblich. Der Tenor lautet stets: „Wir müssen als apostolische Kirche in der grundsätzlichen Auffassung von der Eucharistie mit dem apostolischen Zeugnis übereinstimmen.“

F. J. Steinmetz SJ

Haag, Herbert: Abschied vom Teufel (Theologische Meditationen 23). Einsiedeln, Benziger 1969. 75 S., kart. DM 4,80.

Eigentlich handelt es sich um eine Meditation über das Böse in der Welt und in unserem eigenen Herzen, also um eine sehr ernste Sache. Zur Sprache kommen so zentrale Themen des biblischen Glaubens wie Sünde, Tod, Erlösung, Befreiung, Auferstehung. Die Tendenz des Büchleins, aufs neue zu betonen, „daß die Botschaft der Heiligen Schrift nicht eine Botschaft vom Tod, sondern eine Botschaft vom Leben ist“ (61), kann man nur gutheißen. Mit dem Vf. wird man auch bedauern, daß die Angst vor dem Teufel viele Christen ihr Leben lang begleitet. Die Frage, was die Bibel unter Satan bzw. Teufel versteht, ist wahrhaftig nicht mit dem Hinweis zu erledigen, daß die Bibel vom Satan *redet*, und das Geheimnis des Bösen in der Schöpfung

des guten Gottes läßt sich nicht dadurch auflösen, daß man den Ursprung des Bösen von der Menschenwelt in die Engelwelt zurückverlegt. Zunächst also dankbare Zustimmung zu einer Studie, die von vielen erwartet wurde und die kirchliche Druckerlaubnis erhalten hat.

Haben wir aber wirklich „verstanden, daß der Begriff ‚Teufel‘ im NT einfach für den Begriff ‚Sünde‘ steht“ (52), wie H. behauptet? Zu diskutieren bleibt zunächst, ob die äußerst flüssige und von raschen Schlußfolgerungen durchsetzte Diktion dem Ernst der Sache entspricht. Schon der lässige Titel deutet nicht genügend an, daß die Qual der Anfechtung und der Versuchung zum Aufstand nicht einfach ohne tiefgreifende Umkehr von uns genommen ist. Gewiß finden sich in den zehn Kapiteln dieser Meditation sehr eindringliche Passagen, die an die existentielle Entscheidungs-Situation erinnern. Wir hören auch die Mahnung „Gebt dem Teufel nicht Raum!“ Wenn uns dann aber gesagt wird: „Laßt euch durch keinen Teufelsglauben beunruhigen, sondern nehmt die Sünde ernst, und nehmt die Gnade ernst“ (53), so fragt man sich schließlich: Was soll's? zumal das ganze Büchlein von derartigen terminologischen Alternativen durchsetzt ist. Es wäre wohl besser gewesen, wenn H. an Stelle einer relativ kurzen Meditation zuvor eine umfassende wissenschaftliche Arbeit zum gleichen Thema vorgelegt hätte, um sich auch mit anderen Meinungen kritisch auseinanderzusetzen. Sicher ist, daß auch heute noch angesehene Theologen der Ansicht sind, die Unheilssituation der Schöpfung sei nicht eine durch bloße menschliche Freiheit konstituierte (vgl. die Stichworte Engel, Teufel und Dämonen in den einschlägigen Lexika). F. J. Steinmetz SJ

Steinmann, Jean: Christentum geht ins Mark. Zwölf Kapitel über den Glauben. Frankfurt/M, Knecht 1969. 232 S., Linson. DM 16,80.

„Seine Katechese war er selbst“. Dieses Wort aus der Einführung von Yves Congar sagt alles über das Buch und seinen Verfasser. Ein begeisterter Hörer hat hier die letzten Vorträge des rastlosen Seelsorgers und Schriftstellers herausgegeben,

damit sie noch mehr Menschen zugänglich werden. Ein tragischer Unglücksfall brach die Vortragsreihe ab. Steinmann schrieb exegetische Studien; eine Abhandlung über Pascal machte ihn international bekannt. Das vorliegende Buch zeigt ihn mitten in der lebendigen Verkündigung bei seinen Gesprächs- und Vortragsreisen. Die Lebendigkeit des gesprochenen Wortes – das Buch ist aus dem Nachlaß veröffentlicht – erklärt manche Weitschweifigkeit und Unschärfe des Gedankens. Doch bieten die zwölf Kapitel soviel an Belesenheit und Originalität, daß sich die Lektüre lohnt. Was vielleicht besonders wertvoll ist: Die einzelnen Abhandlungen setzen zum großen Teil beim Katechismusglauben an – selbst die Reihenfolge der Abschnitte spiegelt das wider – und zeigen behutsam den Weg vom traditionellen Glaubensverständnis zum verantworteten Glauben. Bewundernswert ist oft die pastorale Klugheit, mit der der Vf. in die exegetischen und dogmatischen Probleme einführt. Dadurch kann auch der theologisch ungebildete Christ jeden Gedanken mitvollziehen. Die Vorträge sind vor 1963 entstanden, und seitdem hat sich auf dem Feld der Theologie manches getan. Dennoch bietet das Buch eine ausgezeichnete Nachhilfektion für solche, die den Anschluß noch finden wollen. Vielleicht nicht mehr, aber auf keinen Fall weniger. *K. H. Crumbach*

Cardonnel, Jean: Gott in Zukunft. Aufforderungen zu einer menschlichen Welt („Experiment Christentum“ 3). München, Pfeiffer 1969. 196 S., kart. DM 9,80.

Textausgaben

Amstutz, Joseph: Haplotēs. Eine begriffsgeschichtliche Studie zum jüdisch-christlichen Griechisch (Theophaneia, hsg. von Th. Klauser, Bd. 19). Bonn, P. Hanstein 1968. 160 S., Brosch. DM 32,80, Ln. DM 37,50.

Noch vor knapp einem Jahrzehnt stellte H. Bacht fest (RAC IV, 822), daß kaum mehr Monographien über die „Einfalt“ entstünden, und wir Heutige kein richtiges

Der französische Originaltitel „Dieu est mort en Jésus-Christ“ gibt das Klima des Buches besser wieder als der etwas blasse deutsche Haupttitel. Gott ist nicht der selbstbezogene Monarch, dem am Menschen nichts liegt, sondern er ist in allen Jagden menschlichen Egoismus und Hasses in Jesus Christus das gejagte Wild selbst geworden. Sein Tod führt den Tod ad absurdum und wirkt die radikale Befreiung des Menschen. Und wo diese Befreiung auch heute noch geschieht, da ist Jesus Christus, da ist Kirche. Gott und Glaube lassen sich nicht „kapitalisieren“, Gott kann gefunden werden nur am Ende eines Engagements gegen alles Unrecht und alle Ausbeutung. Sonst sind wir in Gefahr, substantiell Deisten und nur akzidentell Christen zu sein. „Jesus Christus, das ist die Absage an alle uns geläufigen Vorstellungen von Gott!“ (29).

Von diesem Grundsatz her ergeben sich Forderungen an die Kirche, welche die Leidenschaft und die Eindringlichkeit des Propheten, aber auch die Liebe und die Begeisterung dessen, der Christus sucht, vertragen. Das Buch ist nicht aus einsamer Reflexion entstanden, sondern aus dem Gespräch von Priestern und Laien und aus ihrem alltäglichen Einsatz heraus. Diese Lebensnähe spürt man jeder Seite an. Weil das Buch gelebt worden ist, wird man leicht versöhnt mit mancher Unschärfe und einigen überspitzten Formulierungen. – Nach welcher Art „reiflicher Überlegung“ Thomas Sartory das Urteil wagen kann: „Das theologische Buch des Jahrhunderts“, bleibt allerdings rätselhaft.

K. H. Crumbach

Verhältnis mehr zu dieser urchristlichen Tugend hätten. A. füllt die Lücke nach der sprachlichen Seite mit seiner Dissertation, die, bei E. Peterson begonnen, 1966 bei K. Prümm abgeschlossen und für die Reihe „Theophaneia“ nochmals überarbeitet wurde. Die Arbeit beschränkt sich auf den jüdisch-christlichen Bereich, der profan-griech. Wortgebrauch bleibt also außer Betracht. Auch das ntl. haplotēs-Verständnis wird nur insoweit beachtet, als es auf der

kontinuierlichen Linie liegt, deren Anfang mit der griech. Bibel, deren Ende mit dem Ausgang der nachapostolischen Zeit gesetzt wird.

Wieder zeigt sich, wie eng die Frühkirche trotz des ntl. Umbruchs mit dem Spätjudentum verbunden bleibt. Andererseits wird deutlich, daß das Griechisch sowohl der Synagoge als auch der Kirche lediglich reflektiert, was an Sinnvarianten von hapl. in der hellenistischen Umgangssprache vorkommt. Mit dieser semasiologischen Ausrichtung geht Hand in Hand die lexikographische: A. sucht das Material möglichst vollständig vorzulegen. Außerdem stellt er die Frage nach hapl. als literarischem Topos.

Das Ergebnis der sehr sorgfältigen Arbeit bestätigt innerhalb ihres Untersuchungsbereiches durchweg die von Bacht bereits 1953 vorgelegten Beobachtungen. Hapl. gilt im Spätjudentum wie im frühen Christentum als das Charakteristikum des Frommen, der aus seiner Einheit-Ganzheit vor und mit Gott (Integrität) dem Mitmenschen in gütiger Lauterkeit begegnet. Die religiöse Komponente wird dann bald radikalisiert in der Totalhinkkehr des Asketen zu dem einen Gott und der gleichzeitigen Abkehr von allem, was in den hinschwindenden Kosmos verstricken könnte: Begüterung, Geschäftigkeit, sexuelle Bindung und Leidenschaft. Damit, so meint Verf., wird die jüdisch-monotheistische Integrität übersetzt in die dualistisch-apokalyptische Frömmigkeit des Judenchristentums.

Ist das alles? möchte man fragen, speziell dann, wenn man diese Deutung auf die gesamte frühchristliche Askese und so auch auf das Mönchtum anwenden will. Hier zeigen sich wohl die Grenzen der Arbeit. Denn gewiß erhält von dieser Deutung her etwa der Zusammenhang von Martyrer und Asket neues Licht: beider Glaube ist heil (integer) durch In-Zuchtnahme der weltlichen Lebensgier (epithymia), und beide überstehen die Bedrängnis dieser Weltzeit in ihrer eschatologischen Vollentscheidung für Gott. Damit ist eine der Ausformungen von hapl. aufgezeigt, noch nicht aber deren spezifisch neutestamentliche Eigenart. Diese zeigt sich etwa in der von Klemens v. Alex. so sehr be-

tonten Kindeseinfalt, einer Haltung, die im Evangelium wurzelt und der durch Christus geschaffenen neuen Ordnung gemäß ist (vgl. u. a. Bacht). Eine begriffsge-schichtliche wie theologische Weiterführung der im übrigen nicht zu entbehrenden Untersuchung von A. hätte wohl hier anzusetzen.

C. Bamberg OSB

Hildegard von Bingen: Lieder. Nach den Handschriften hsg. von Pudentiana Barth OSB, M. Immaculata Ritscher OSB und Joseph Schmidt-Görg. Salzburg, Otto Müller 1969. 328 S., Ln., DM 27,50.

Ritscher, M. Immaculata OSB: Kritischer Bericht zu Hildegard von Bingen: Lieder. Salzburg, Otto Müller 1969. Kart. DM 19,50.

Die siebenundsiebzig Hymnen und Antiphonen, das Singspiel vom Ordo Virtutum (Spiel der „Kräfte“) reihen sich würdig ein in das Werk Hildegards, der erstaunlichen Frau des Mittelalters. Aber auch die bibliophile und preiswerte, kritische Ausgabe und Übersetzung sind eine würdige Fortsetzung der Bemühungen des Otto-Müller-Verlags, das Werk der rheinischen Äbtissin neu zu erschließen. Der kritische Apparat zu Text und Noten ist in einem Beiheft beigegeben. Die Aussage selbst soll weiteren Kreisen zugänglich sein. Vom Bonner Ordinarius für Musikwirtschaft Schmidt-Görg stammt die Einführung in die Musikalität der Lieder. Die Hervorhebung von Tonika und Dominante (im Quintabstand) die weite Tondifferenz innerhalb der Musikkührung, die Vorliebe für lange Melismen gehen über die strenge Gregorianik hinaus und lassen sogar etwas vom persönlichen Genie Hildegards hörbar werden. Die Lieder selbst sind mit ihrer modernen Choralnotierung (21–205) der Prachtteil des Buches: ein Druck, der etwas von der Feierlichkeit der Liturgie einzufangen sucht. Im Anschluß daran werden die lateinischen Texte mit ihrer dichterisch nachempfundenen Übersetzung von Adal-gundis Führkötter nochmals geboten. Eine Beschreibung der Handschriften schließt mit einigen Tabellen das schöne Buch ab. Nur ungern legt man es aus der Hand.

J. Sudbrack SJ

Das Leben des heiligen Ludwig. Die Vita des Joinville. Übers. von E. Mayer, hrsg. und eingel. von E. Kock (Heilige der ungeteilten Christenheit, dargestellt von den Zeugen ihres Lebens). Düsseldorf, Patmos 1969 308 S. Ln. DM 16,80.

Das Leben König Ludwigs IX. von Frankreich, das sein Freund und Kampfgefährte, der Seneschall Johann von Joinville schrieb, bildet einen würdigen Abschluß der Reihe, von deren Weiterführung der Verlag leider Abstand nehmen muß. Es genügt, auf ein paar Daten hinzuweisen, um die Bedeutung dieser lebendigen Schilderung zu erfassen. König Ludwig lebte von 1214 bis 1270. Auf 1229 wird mit der Bulle „*Parens scientiarum*“ die Gründung der Universität Paris datiert: die Namen des Thomas von Aquin und Bonaventuras, der Kampf um Aristoteles, der Siegeszug der jungen Bettelorden klingen bei diesem Datum auf. 1248 wird die Perle der französischen Gotik, die Sainte-Chapelle auf der Seine-Insel, konsekriert: Einer der Höhepunkte menschlicher Kultur und christlichen Glaubens nimmt einen entscheidenden Platz im Leben des hl. Ludwig ein. 1250 gerät Ludwig bei einem (man zählt ihn als 7.) Kreuzzug in die Gefangenschaft der Sarazenen: Das Datum mag für den Zwiespalt des Mittelalters stehen; Edelmut und Grausamkeit, Begeisterung und Fanatismus, Heiligkeit und Sünde – werden immer wieder in dieser Lebensbeschreibung sichtbar. Mittelpunkt ist natürlich Ludwig selbst, sein buntes Leben, seine Heiligkeit, die unter der Feder des Freundes Farbigkeit, aber auch – für die damalige Zeit ungewöhnlich – kritische Beleuchtung gewinnen. Um ein ähnliches unmittelbares, in die persönliche Eigenart des Heiligen eindringendes Werk der damaligen Zeit zu finden, müßte man schon zu den Franziskus-Legenden greifen. Ihnen gegenüber aber hat Joinvilles Leben voraus, daß es fast völlig ohne legendäres Beiwerk den Helden schildert. Die verstehende Einführung, die glatte Übersetzung und ansprechende Aufmachung des Verlags machen dieses mittelalterliche Dokument von Kultur und Frömmigkeit noch lesenswerter.

J. Sudbrack SJ

Ignatius von Loyola: Constitutions de la Compagnie de Jésus, Bd. I und II. I. Traduction du texte officiel, notes et index par François Courel SJ. – II. Introduction à une lecture par François Roustang. Traduction du texte primitif par François Courel SJ (Collection Christus 23/24). Paris, Desclée de Brouwer 1966. 315/291 S., beide Bde. zusammen brosch. FB 438,-, geb. FB 530,-.

Nicht wenige Forscher messen den *Constitutiones Societatis Jesu*, dem Gesetzwerk des Ignatius, die gleiche Bedeutung bei wie seinem Exerzitienbüchlein. Schon äußere Züge zeigen, daß wir den ganzen Ignatius antreffen. Ihm war es nicht gegeben, sein Gesetzeswerk abzurunden; von ihm her gesehen sind die *Constitutiones* ein Torso geblieben, oder besser gesagt: sie halten ein bestimmtes Entwicklungsstadium fest, sind aber kein Definitivum, oder noch richtiger: die ignatianischen *Constitutiones* sind schon von ihrer Entstehung her offen auf Weiterentwicklung und Entfaltung. Auch folgender Zug ist typisch: noch der endgültige Text, der erst 38 Jahre nach dem Tod des Ignatius approbiert wurde, ist nicht wie andere Gesetzeswerke nach juristischen Sachgebieten, sondern nach dem organischen Wachsen der Gemeinschaft aufgebaut: Aufnahme, Noviziat, Ausbildung, Leben, Apostolat, Gemeinschaft, Leitung. Diese Gliederung bringt es z. B. mit sich, daß man sich an vielen Stellen über den Gehorsam orientieren muß. Aber der Vorteil überwiegt: die Nähe zum konkreten Leben und die Möglichkeit der weiteren Entfaltung.

Der 1. Band vorliegender französischer Übersetzung enthält den vollständigen Text der endgültigen Fassung mit wertvollen Anmerkungen und einem unentbehrlichen Sachindex. Im zweiten Band steht der vollständige Text a, der zwischen 1547 und 1550 redigiert wurde; viele Anmerkungen stellen diesen Erst-Text in den Zusammenhang mit der endgültigen Redaktion. Eine detaillierte Einführung in die Texte und ihre Geschichte (II, 11–138) liefert den unersetzlichen Schlüssel zum Verständnis und versucht den ursprünglichen Geist der Konstitutionen zum Leuchten zu

bringen. Die Stichworte dazu lauten: genetische Struktur (anstelle einer statischen Festlegung), Beziehungsstruktur (und kein hierarchisch von oben nach unten herabsteigendes Denken), dialektische Struktur (die also eine Festlegung auf logische Eindeutigkeiten nicht zuläßt). Vielleicht ist einiges zu emphatisch und zu sehr aus der Begeisterung heraus niedergeschrieben und in den Text hineingetragen; aber zweifels- ohne ist dieser Zugang legitim.

Anzumerken bleibt aber, daß die Quellenanalyse der Texte, die sich auf die alten klassischen Dokumente beschränkt, noch lange nicht zu Ende ist. Bei der Wahl wird z. B. ein „I. Modus“ erwähnt (Nr. 700), wenn sich nämlich alle unter „Inspiration des Heiligen Geistes“ spontan einigen. Die Parallelisierung mit der ersten Wahlzeit der Exerzitien, die in der Anmerkung ebenso versucht wird wie bei Hugo Rahner und Marxer, scheitert aber daran, daß diese Art der Wahl im kanonischen Recht festgelegt war und in der benediktinischen Tradition z. B. bei Johannes von Kastl oder bei Petrus Boerius bekannt ist und ganz selbstverständlich vorausgesetzt wird.

J. Sudbrack SJ

Johannes XXIII.: Briefe an die Familie. Hrsg. von Loris Francesco Capovilla. Bd. I 1901–1944; Bd. II 1945 bis 1962. Freiburg-Basel-Wien, Herder 1969/1970. 612 und 412 S., Ln. DM 38.– / 30.–.

Die beiden, vom Vertrauten des Papstes, seinem ehemaligen Privatsekretär und jetzigen Erzbischof Capovilla herausgegebenen Bände entsprechen auch noch in der deutschen Übersetzung dem, was man billigerweise von einer wissenschaftlich sauberen Ausgabe erwarten darf. Aber ihre Bedeutung liegt – wie auch die nüchterne Einleitung des Erzbischofs (I, 7–18) aufzeigt – im Inhalt, in der Gestalt des Papstes selbst. Bei einem Versuch, ihn in die Reihe „großer Gestalten christlicher Spiritualität“ einzureihen, legt sich der „kleine

Weg“ Thereses von Lisieux nahe: „Ich verfolge auch die Seidenraupenkampagne, sie muß wohl aufreibend sein. Doch wenn Ihr manchmal wüßtet, wieviel schwieriger es ist, den Nuntius zu spielen, als in den Wald zu gehen und den Seidenraupen Blätter zu bringen! Ein jeder trägt seine Last. Wenn er sie mit Liebe trägt, zieht er immer Segen und Befriedigung daraus“ (II 91).

Aber irgendwie verläuft der „kleine Weg“ des großen Papstes, wie er sich in den Briefen zeigt, noch kleiner, noch unheroischer und noch mehr an den „Kleinigkeiten“ des Alltags haftend als die selbstbiographische Darstellung der Heiligen von Lisieux. Und er verläuft viel humaner. Die Trennung von der Familie, die für Therese der große Lebensverzicht um Gottes Willen war, ist für Johannes einfachhin eine bittere Notwendigkeit des Berufes, die er, wo immer nur möglich, zu mildern sucht. Es ist mißlich, Vergleiche zu ziehen; es ist auch mißlich, einen Mann wie Johannes XXIII. in ein Schema zu pressen. Aber ich habe den Eindruck, man müßte die Grenzpfähle des Kleinen, des Unheroischen noch mehr in den Alltag hinein versetzen, um die Gestalt des Papstes zu charakterisieren. Aber dann zeigt sich auch, daß der andere Grenzpfahl noch tiefer im Gebiet der weltgeschichtlichen Männer zu stehen kommt. Die Brieftexte lassen diesen zweiten Bereich nur in Nebensätzen – aber in Nebensätzen des Konzilspapstes – durchblicken. Mir scheint, diese Spannung von kleinem und kleinstem Weg zur Papstwürde macht das Geheimnis aus. Johannes konnte sie leben wegen einer völlig unprätentiösen Menschlichkeit – und aus seinem alles begründenden christlichen Glauben: „Den Papst als Bluts- und Anverwandten zu haben, bedeutet nicht, reich und mächtig zu werden, sondern in Ehren als guter Christ und Katholik zu leben. Der Papst nennt sich Heiliger Vater gerade deshalb, weil er immer bedacht sein muß, sich selbst und die anderen zu heiligen, zunächst seine Verwandten“ (II 400).

J. Sudbrack SJ